

Erinnerung

Der November ist in diesem Jahr wirklich ein ganz besonders grauer, trauriger Monat. Kälte, Regen und Sturm haben im Oktober – in Zeiten des Klimawandels fast schon ungewohnt – die Blätter im Eiltempo von den Bäumen geholt. Der „Lockdown light“ sorgt seit dem 2. November für leere Restaurants, Cafés, Theater und Konzertsäle. Die Totengedenktage erinnern uns an die Vergänglichkeit, an das Leid durch den Tod – und dies geht vielen von uns angesichts der Corona-Pandemie nun sicher deutlich näher als noch im vergangenen Jahr.

Den Tod zu bedenken, sich an verstorbene Verwandte, Freunde, bekannte Persönlichkeiten zu erinnern ist schmerzlich. Dass wir hieraus aber auch Kraft, Dankbarkeit und Impulse für unser Leben schöpfen können, lehren nicht zuletzt Erinnerungsrituale der religiösen Gemeinschaften. Ein Ruhespendender Gang über einen nahegelegenen Friedhof gehört inzwischen zu wertgeschätzten Auszeiten gerade auch für viele Stadtbewohner*innen.

An die Verstorbenen des eigenen Familien- und Freundeskreises zu denken, sich an deren Lebenswege zu erinnern, ist auch ein Privileg. Denn dies setzt ja voraus, dass wir unsere familiären Wurzeln kennen, dass wir etwas über das Leben unserer Eltern, Großeltern und anderer Familienmitglieder wissen. Für viele Klient*innen in der Sozialen Arbeit ist das alles andere als selbstverständlich. Erinnerungslinien sind häufig unterbrochen, Erzählungen über die eigene Kindheit kaum verfügbar – von der Möglichkeit wertschätzender Erinnerungen ganz zu schweigen. Inzwischen ist es der Profession viel bewusster geworden, wie wichtig es ist, auch diese Dimension der Begleitung und der Unterstützung mit in den Blick zu nehmen. Gut so!

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

von nicht mehr bestehenden Strukturen bis hin zu veränderten und erweiterten Kontexten (siehe zur Diskussion um die Systemrelevanz von Sozialarbeiter*innen unter anderem *DBSH 2020*). Die Ergebnisse zeigen auf, ob und welche Möglichkeiten mit „Soziale Dienstleistungen als Infrastruktur“ einhergehen können.

2 (Re-)Aktionen: Soziale Arbeit in Zeiten der Corona-Pandemie | Spätestens seit Mitte März des Jahres 2020, als auch die Landesregierung in Nordrhein-Westfalen ein umfangreiches Maßnahmenpaket zum Schutz der Menschen und zur Eindämmung des Coronavirus auf den Weg brachte (siehe *Landesregierung Nordrhein-Westfalen 2020, Bundesministerium für Gesundheit 2020*), waren die Einrichtungen der Sozialen Arbeit gefordert, auf die Pandemie und ihre Auswirkungen zu reagieren. Der Alltag der Bevölkerung änderte sich grundlegend, unter anderem durch die Schließungen von Bildungs- und Betreuungseinrichtungen, die Umgestaltung oder den Verlust von Erwerbsarbeit, die Kontakteinschränkungen, die Schließungen, Einschränkungen oder Veränderungen der Nutzung von Einrichtungen der Sozialen Arbeit sowie von niedrigschwelligen Angeboten der neuen „Mitleidsökonomie“ (Lebensmittelausgaben, Kleiderkammern etc.). Gerade für jene, die auf Angebote Sozialer Arbeit angewiesen sind und soziale Dienstleistungen in Anspruch nehmen (müssen), galt es, auch weiterhin Angebote der lebensweltergänzenden, -unterstützenden und -ersetzenden Hilfen im veränderten Modus zu organisieren und aufrechtzuerhalten. Dabei führten nicht nur die teilweise verschärften individuellen Problemlagen und veränderten Bedürfnisse der Nutzer*innen zu Herausforderungen. Ebenso mussten sich die Einrichtungen auf die Veränderungen einstellen – und damit die dort arbeitenden Fachkräfte auf veränderte Erwerbsarbeitsbedingungen.

Im Weiteren soll, basierend auf der empirischen Analyse, ein Überblick über die (Re-)Aktionen der Akteur*innen der Sozialen Arbeit vor Ort gegeben werden. Zuvor sollen strukturelle und individuelle Kontextfaktoren skizziert werden, welche die Unter- teilung der Modi maßgeblich beeinflussen.

2-1 Kontextbedingungen der (Re-)Aktionen | Im Rahmen der empirischen Analyse wird nach der Veränderung der Organisations-, Verhaltens- und Handlungsstrukturen gefragt – konkret, wie Einrich-